

## PROLOG

### I Projekt Schwarz

Wie gewöhnlich saß er noch zu so später Stunde an seinem Schreibtisch. Wie gewöhnlich trug er ein weißes, kittelartiges Hemd aus grobem Leinen mit Stehkragen, von dem, so wie er dasaß, nicht zu sehen war, dass es ihm über die Hose fiel und bis zur Hälfte seiner Oberschenkel reichte. Auch die enge weiße Leinenhose, aus Indien stammend oder einer indischen Hose nachgeschneidert, lag noch nicht im Blickfeld. Er saß auf einem imposanten, schwarzen Ledersessel mit breiten Armlehnen, die auch noch hinter dem Schreibtisch verschwanden, und einem Stahlgestell mit Rädern, die es ermöglichten, sich gleitend hin- und herzubewegen, ohne aufstehen zu müssen. Doch das Imposante war nicht dieser breite, hochlehnlige Sessel, das Imposanteste war der Schreibtisch selbst und das nicht nur seiner Dimensionen wegen. Er war aus dunklem Holz, das eines der exotischen afrikanischen Hölzer hätte sein können, aus dem Leute mit Geld ihre Möbel anfertigen lassen, denn dieses Möbelstück – das sah auch ein Laie – war eine Sonderanfertigung, nach Maßgabe des Benutzers hergestellt und von geschickter und teurer Tischlerhand ins Werk gesetzt. Das exotische Holz war nicht blank poliert, sondern fast künstlich duff gehalten und strahlte dennoch im Licht der schwarzen Schreibtischlampe einen matten Glanz aus, der von innen heraus kam, als hätte sich noch etwas vom Leben des Baumes, aus dem es herausgeschnitten worden war, erhalten, ein geheimnisvoller lebendiger Kern. Das Holz lebte noch oder besser, es entfaltete, unter der wärmenden Einwirkung der Lampe, sein geheimes, inwendiges Leben, das sich vielleicht nach all den Arbeitsvorgängen, denen es unterzogen worden war, auf einen einzigen Punkt zurückgezogen hatte und in

der Nacht, wenn Licht darauf fiel, von dort aus wieder zum Vorschein kam.

Die Breitwand des geräumigen Zimmers nahm ein Bücherregal ein, das mit alten goldverschnittenen Bänden, in deren weinrote Maroquinlederrücken in Gold der Name des Verfassers und der Titel des Werks gestanzt waren, und neueren, in Leinen gebundenen Büchern bestückt war. Billige Paperbackausgaben enthielt es nicht. Fast genau in der Mitte der Längswand stand eine schwarze Ledercouch, während dem Bücherbord gegenüber zwei mit eierschalfarbenem Naturstoff überzogene Sessel um einen niedrigen Tisch gruppiert waren. Auf dem Fußboden lag kein Teppich, so dass die dunkelroten, durch Bohnerwachs auf Hochglanz gehaltenen Cottofliesen voll zur Wirkung kamen und dem Raum, trotz der Wärme ihrer Farbe, etwas von der strengen Unbewohntheit italienischer Villen verliehen. Kein Bild hing an den Wänden und störte die in zarten Grün-, Blau-, Grau- und Gelbtönen gehaltenen, sich um ein gemaltes schmiedeeisernes Gitter rankenden Girlanden und Blumenbukette des Deckenfrieses. Die Decke selbst stellte in hellblauer Farbe, die an einigen Stellen weggebröckelt war, mit kleinen duftigen, fast durchsichtigen Wolken den Himmel dar, durch den ein paar sommerliche Schwalben flogen.

Hinter dem Schreibtisch öffnete sich ein großes Fenster mit einer für das Zimmer und die Ausmaße des Fensters verhältnismäßig schmalen Balkontür, die, beide in schwarze Leichtmetallrahmen gefasst, das Ergebnis einer Modernisierung waren, die noch nicht allzu lange zurückliegen konnte. Im Stile dieser Modernisierung war auch der Tisch neben der Balkontür, auf dem ein Computer stand. Trotz der Nähe der Leichtmetallrahmen nahm sich das elektronische Gerät in diesem Ambiente wie ein Fremdkörper aus. Es war nicht eingeschaltet.

Obwohl der Renaissancepalast mitten in der Stadt lag, drangen keine Lichter durch das Fenster, denn es ging auf einen geräumigen Garten, von denen es in Florenz, auch im Zentrum, viele gibt. Hier hatten sich die Patrizierfamilien einen Freiraum geschaffen, in dem sie im Frühling und im Sommer, sofern sie nicht auf ihren Landgütern weilten, ihrem Lebenskonzept des *frescheggiare*, des wandelnden, sitzenden, redenden, essenden und weintrinkenden Frischluftschöpfens oder besser im Freien Kühlungssuchens frönen konnten, ohne indiskreten Blicken ausgesetzt zu sein.

Auf dem Schreibtisch befanden sich in beinahe peinlich penibler Ordnung verschiedene Gegenstände. Da stand ein eingeschaltetes Tonbandgerät, dessen Mikrofon, vielleicht noch vor Kurzem in der Hand des jetzt unbeweglich am Schreibtisch sitzenden Mannes, leicht angewinkelt zum Apparat mit sich schlängelndem Kabel auf die Tischplatte gelegt worden war, so als könne es schon im nächsten Augenblick wieder zum Diktieren aufgenommen werden. Neben dem Tonbandgerät lag eine graue, geschlossene Aktenmappe, zu der wiederum auf gleicher Linie ininigem Abstand ein wertvoller Briefbeschwerer aus Kristall sich befand, auf den, etwas näher an den äußeren rechten Rand gerückt, ein Marmorbecher folgte, aus dem Stifte und der elfenbeinerne Schaft eines Brieföffners ragten. In der Nähe der linken Schreibtischkante stand, wiederum parallel zur Tischplatte, ein mit grau marmoriertem Papier überzogener, fast leerer Papierständer.

Was in der unbeweglichen, mit blütenweißem Leinenhemd bekleideten, an diesem imposanten Schreibtisch, auf schwarzem Ledersessel sitzenden Gestalt vor sich ging, ist schwer zu sagen. Der Mann hielt seinen Blick gesenkt. Aber nicht das im warmen Licht der Schreibtischlampe zu geheimnisvollem Leben erwachte Holz schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sondern ein metallener Gegenstand, der auf der grauen Aktenmappe lag und etwa die Hälfte davon einnahm. Auf

diesen Gegenstand hielt er seine Augen gerichtet. Mit diesem Gegenstand war er in stummem Zwiegespräch begriffen. Er schien auf irgendeine Weise fasziniert von diesem Gegenstand, der da so unpassend und die Ordnung störend auf dem Aktenordner neben dem Mikrofon lag.

War er allein im Raum?

Er hätte es nicht sagen können, denn sein Blick war seit einer geraumen Weile unentwegt auf den dunklen, kalten Gegenstand gerichtet, fast könnte man sagen, er hatte sich ihm geradezu ausgeliefert, so dass er nichts anderes wahrnahm als eben dieses Ding: kühl, glatt, metall. Der Mann musste zu einer Entscheidung gelangen über seine Verwendung. Es einfach so daliegen lassen und den Blick abwenden, das konnte er nicht mehr. Dazu war es nun zu spät. Das hätte er vielleicht am Anfang noch gekonnt, als der Gegenstand vor ihn auf die graue Mappe gelegt worden war. Da hätte er ihn möglicherweise noch wegnehmen und in eine der Schubladen des Schreibtisches oder unter dem Aktendeckel verschwinden lassen können und so die Tat des Hinlegens, wenn nicht ungeschehen machen, so doch verharmlosen können. Diese Chance hatte er verspielt, denn zu lange hatte er schon auf das Ding gestarrt, als dass die sich in seinem Blick ausdrückende Anziehungskraft durch unbewegliches Anstarren allein hätte gebannt werden können. Das stumme Zwiegespräch, in das er mit dem metallenen Ding begriffen war, schien auf die Suche nach einer anderen Verwertbarkeit hinzudeuten, wenn es nicht gar schon so weit fortgeschritten war, dass der eine der beiden stummen Gesprächspartner begonnen hatte, diese andere Möglichkeit auszuloten und sich ihr anheim zu geben.

Vielleicht aber schaute der Mann auch gar nicht mehr auf das metallene Etwas, sondern sah in sich selbst hinein und hielt seinen Blick nur weiter auf das dunkle Ding geheftet, weil er ihn vergessen hatte. Vielleicht waren seine inneren Augen ganz woanders, vielleicht waren sie im Kopfbahn-

hof seiner selbst angelangt, und da könnte es sein, dass sein Blick, den er vergessen hatte, ohne sein Wissen und Zutun zu dem Ding zurückgekehrt war, weil seine inneren Augen sich auf die Suche nach etwas begeben hatten, das sie diesen geistig erreichten Kopfbahnhof auch körperlich erreichen ließ. Und da entdeckten sie das metallene, auf dem grauen Aktendeckel liegende Ding, sie fielen förmlich darüber her in genau dem Moment, diesem blitzraschen, einzigartigen Moment der Erkenntnis im Menschenleben, in dem die inneren mit den äußeren Augen zusammentreffen und diesen so glücklichen, vielleicht nie vorher erlebten Augenblick festhalten, ihn sozusagen direkt in die Ewigkeit überführen möchten, damit das Selbst, das da auf einmal in seiner ganzen, unzerstückelten Gestalt vor ihnen steht, nie mehr verloren gehe. Der Kontrast zum schwarzen Schreibtischsessel, auf dem der Mann saß, zur dunklen Holzplatte, an der er saß, und zum dunklen Ding, auf das er jetzt schon eine geraume Weile starrte, machte das Weiß seines Leinenhemds noch weißer.

Den Ermittlern bot sich am folgenden Morgen ein ganz anderes Bild. Zwar saß die Gestalt immer noch auf dem schwarzen Ledersessel am Schreibtisch, doch hatte sich der Stuhl ein wenig zur linken Seite bewegt, so dass jetzt auch ein Stück des linken Hosenbeins, der linken Armlehne und auch eine handgestrickte, naturfarbene, in Sandalen steckende Wollsocke zu sehen waren. Die Gestalt selbst aber war seitlich leicht eingeknickt. Sie hielt die immer noch geöffneten Augen nicht mehr auf den Schreibtisch geheftet, sondern hatte den Kopf weggedreht und noch ein wenig mehr gesenkt, so dass das Kinn die Schulter berührte. Auch hätte sie, selbst wenn sie es gekonnt hätte, den Gegenstand ihrer Faszination nicht mehr auf dem Schreibtisch fixieren können, denn der lag jetzt rechts vom Schreibtischsessel auf den Cottofliesen, so als sei er ihrer Hand entglitten. Das weiße Leinenhemd aber

war an der Stelle, wo das Herz sitzt, von dunkelroten, schon ins Bräunliche übergehenden Flecken verunziert. Noch eine andere Veränderung war aufgetreten, die die Ermittler nicht registrierten, weil sie nichts davon wissen konnten. Das Tonbandgerät war ausgeschaltet und die Kassette, die es enthalten hatte, entfernt worden. Und es war ausgeschaltet worden, bevor die Haushälterin, die die Polizei benachrichtigt hatte, ihren Arbeitgeber in der eben beschriebenen Position aufgefunden hatte. Die Schreibtischlampe allerdings brannte immer noch und beleuchtete ein paar schon eingetrocknete Blutspritzer auf der Tischplatte. Der graue Aktenordner lag unbeschmutzt an derselben Stelle wie am Vorabend, auch der Marmorbecher mit den Stiften und dem Brieföffner aus Elfenbein, sowie der Briefbeschwerer aus Kristall und der fast leere Papierständer waren nicht verrückt worden. Über den Bildschirm des Computers lief das Schonungszeichen und durch die offene Balkontür drang ein frischer Luftzug. Jetzt bei Tageslicht sah es so aus, als seien die Schwalben am gemalten Deckenhimmel direkt aus dem Garten ins Zimmer geflogen.

Ein Mausklick aber veränderte die trotz des Toten bukolische Atmosphäre. Statt der schwarzen Katze erschien auf dem Bildschirm die Schrift *Projekt Schwarz*, die in nicht abreißen-der Folge sich stets von Neuem aus sich selbst hervorzubringen schien, ganz so als habe sie jemand dort verewigen wollen.

## 1

Ich kann die Augen nicht mehr öffnen, sie sind zu schwer. Wer hat diese Last auf meine Lider gelegt? Warum kann ich nicht einmal blinzeln? Bin ich erblindet? Auf eine mir unbegreifliche Weise scheine ich in einem Bett gelandet zu sein. Ich liege still, unbeweglich, fast habe ich das Gefühl, als sei ich angeschnallt. Das Bett aber könnte durch Tunnel rasen, durch Wüsten und Nebellandschaften, es könnte über die Milchstraße fahren, sich als Raumschiff von Fixstern zu Fixstern schleudern, ich würde ihm nicht entkommen. Ganz offensichtlich bin ich mit diesem Bett verwachsen, bin ein Bettmensch geworden, ein Menschenbett, ein sich bewegendes Bettschiff mit blindem Passagier. Vielleicht bin ich auch durch kosmische Strahlungen erblindet, eine blinde Raumschifferin, die das All vom Bett aus erkunden soll und jetzt mit ihrem Bettgeschoss, mit dieser ihr eingewachsenen Bettkapsel durch den Himmel schießt. Eine Einwohnerin eines Umlaufbahnbettes, das außer Kontrolle geraten ist und nun wie ein Lichtstrahl durch die Galaxien fährt. Was hat das Bett mit mir vor? Wie soll das enden? Sollen wir uns, das Bett und ich, in schwarze Löcher verflüchtigen, uns das pulsierende Universum einverleiben, ein gemeinsames Atmen, ein einziges Brennen werden? Das nicht, das bitte noch nicht.

Ich muss mich rühren, muss versuchen, mich irgendwie zu bewegen. Aber selbst dieses kleine, sich in meinem konfusem Kopf bildende Müssen wird sofort vom Bettgestell eingegrüftet. Also denke ich kein Müssen mehr, stoße von meinem ramponierten Kopfgehäuse aus ein Sollen, Wollen, Mögen hervor, einen Wunsch, eine Bitte, ein inständiges Flehen, gerichtet an dieses Aber-Bett, das alle Betten der Welt zugleich zu sein scheint und doch mehr ist als nur ein Bett. Eine Zeit lang geschieht überhaupt nichts, es rast weiter mit mir an Bord

auf unbekannte Planeten zu. Doch dann habe ich das Gefühl, als hätte mein Bettgefährt seine Geschwindigkeit zurückgeschraubt. Nein, ich irre mich nicht, mein Gefährt ist langsamer geworden. Deutlich langsamer. Da ein Zeichen, ein Zittern, ein winziges Sich-Regen von sehr weit weg. Was war das? Woher kam es? Ich oder das, was weiter ich denkt, von dem aber kaum mehr übrig geblieben ist als ein lädiertes Kopf, in dem nicht einmal die Augen funktionieren und auch die Gedanken sehr widerwillige Wege gehen, forsch in sich hinein. Es stülpt sich schwerfällig um in dieses Bett, wo ich meinen Körper vermuten darf, steigt, mühselig angetrieben vom letzten Gedankensaft, hinunter in rührlose Tiefen. Es gleitet, im Leerlauf sozusagen, Stück für Stück vorwärts in einem engen Schacht, wo die Luft stickig ist – seit Jahrhunderten scheint kein Mensch seinen Fuß hierher gesetzt zu haben. Zum Schluss kriecht es fast auf allen vieren, schwitzt vor Anstrengung, vielleicht keucht es auch, denn ihm wird die Luft abgeschnürt, robbt voran, vielleicht auch zurück, hat die Richtung verloren, womöglich bewegt es sich gar nicht, sondern tritt auf der Stelle und fantasiert die Bewegung nur, weil es nicht ersticken will. Nach einer Weile, die mir endlos vorkommt, gelangt es, dieses mir unbekannte, aus meinem Kopf geborene, halbtote Etwas, in die Nähe des Bebens, ein Flattern, ein winziges Erzittern, ein aus der Starre aufgeschrecktes Tremolo. Was ist es, was sich da unmerklich gerührt hat? Woher kam es? Fast will mir scheinen, als seien ich und es miteinander verbunden, als gäbe es einen Weg von mir zu ihm. Da regt es sich wieder. Mühsam formuliert mein Kopf eine Botschaft, eine Art Rohrpost, für dieses zersplitterte Zittern, für diese untersten, kaum mehr erfassbaren Regionen. Führt vielleicht ein Weg von mir zu mir? Meine Botschaft rührt ans Beben, teilt sich ihm mit, denn es funkt zurück.

Und was da funkt, was da verklausuliert sich meldet, was da unsicher auf die Rohrpost reagiert, müssen die Füße sein. Meine Füße. Sie sind noch da, und wenngleich ihr Lebenszei-

chen nicht sehr vital ausfällt und ihr leises Zittern von einer Art dumpfen Schmerzes begleitet wird, haben sie sich doch zurückgemeldet. Ich schöpfe Mut. Womöglich bin ich der Bett-rakete doch nicht so einverleibt, wie es mir vorkam, womöglich soll ich nicht erstickt werden. Von irgendwoher wird mir jetzt auch Sauerstoff zugeführt, ich kann wieder atmen, und, kaum zu glauben, ich habe noch Füße. Warum es aber gerade die Füße sind, diese entlegensten Gegenden eines Körpers, die als erste auf die verwirrte Kopfwerbung Antwort gaben, will mir nicht einleuchten. Doch schon haben die Füße, die noch zum Gehen, für das sie geschaffen wurden, vollkommen unfähig sind, ohne mein Zutun die Nachricht weitergeleitet, denn plötzlich wachsen mir seitwärts Hände zu. Aber sind das Hände? Tollpatschig, fast flossenartig haben sie sich gerade eben an Land gezogen und platschen dort planlos herum, versuchen zu greifen, gleiten ab, wiederholen das ziellose Geplatsche, lassen sich aber von Misserfolgen nicht beirren. Eine Zähigkeit wohnt in dieser fischigen Substanz, die mich in Erstaunen versetzt. Sie landen immer wieder auf Glatttem, irgendwie Morastigem, mühen sich, an den weniger schlüpfrig-wässrigen Stellen, die sie zu fassen kriegen, die hindernden Häutchen wegzuscheuern, schuppen sich wohl auch leicht an nicht Allzu-Glitschigem und wollen sich halsstarrig vom Wasser wegentwickeln, sich stur ihre Schwimmfähigkeit abwandeln und ihre Fächer in Festlandsfasser überführen. Sollen mir vielleicht Finger zuteil werden? Ich wage es kaum zu denken, denn wie können diese Patscher je wieder Greifbewegungen ausführen, jemals wieder etwas umschließen? Plötzlich stocken sie auf ihrer Entdeckungsfahrt. Ein Hindernis hat sich ihnen in den Weg gestellt, irgendetwas ist da, das sie aus dem Konzept gebracht hat, sie halten inne in ihren sinnlosen Greifversuchen.

Haben Flossen ein Gedächtnis? Können sie sich an etwas erinnern, das ihnen noch bevorsteht? Plötzlich spüren sie einen

Schmerz, stutzen, lauschen dem Schmerz nach. Ein Zucken durchfährt sie, ein schmerzliches Zittern, dann ein Signal, ein verunsichertes Zeichen. Verbrannt, sagt ihnen das schmerzliche Gefühl. Verbrannte Haut. Sie horchen in die verbrannte Haut hinein, stutzen erneut, graben in ihrem Fischflossengedächtnis und lassen mir, nachdem sie all ihre Erinnerungsfetzen aufgeregt durchlaufen, in gesteigerter Hektik durchforstet und dort, in diesen Zukunftsimpulsen, das Oberste nach unten gekehrt haben, die Botschaft verbrannte Hand zukommen. Und so umwerfend ist diese Mitteilung, so bahnbrechend die Entdeckung, dass sie, die flossigen Entdecker, auf Anhieb zum Entdeckten selbst werden: Hände, ich habe Hände, zwei Hände, eine verbrannte und eine heile Hand.

Mit der verbrannten Hand taste ich meinen abhanden gekommenen, wiederzufindenden Körper ab. Offenbar trage ich ein Nachthemd, aber es ist so kurz, dass es mir nur knapp bis an den Schenkelansatz reicht. Der Stoff fühlt sich elektrisch an und knistert unangenehm unter meinen Fingerkuppen, es muss Kunststoff sein, ich habe kein solches Nachthemd. Das Laken unter mir ist kalt und irgendwie glitschig. Liege ich etwa auf einem Gummituch, ich besitze keine Gummitücher, ich bin doch nicht inkontinent, niemand in meiner Familie ist inkontinent.

Was ist das für eine Musik? Schluss mit der Musik will ich sagen, aber ich habe keine Stimme mehr. Saro, es reißt mir den Mund auf, Saro soll mich retten, aber wie kann er mich hören, wenn ich ohne Stimme schreie? Jemand fasst mich am Arm, ich fühle einen spitzen Schmerz, ich will meinen Arm wegziehen, aber ich habe keinen Arm mehr. Jemand fasst mich am Kopf, ich habe Todesangst. Es soll mich niemand am Kopf anfassen und mir den Kopf wegnehmen, wie er mir den Arm weggenommen hat. Ich muss die Augen aufmachen, dann kann ich vielleicht noch verhindern, dass man mir den

Kopf wegnimmt. Aber ich kriege die Augen nicht auf, sie sind verschlossen, für alle Zeiten versiegelt.

Jemand fährt mich an: „Geben Sie sich Mühe, Sie müssen sich Mühe geben.“

Saro, schreie ich tonlos, rette mich. Ein Wunder geschieht. Saro hat mich gehört, aber er kann nicht kommen, er hat eine neue Mumie gefunden. Es ist eine wahnsinnig interessante Mumie, sie lässt ihn nicht los.

„Sie hat verkrümmte Gelenke, so als hätte sie Rheumatismus gehabt“, sagt Saro und ist ganz aus dem Häuschen wegen der Mumie. „Gelenkverkrümmung in der Wüste, weißt du, was das bedeutet, eine sensationelle Todesart.“

Mit dieser Todesart will Saro die Ägyptologie erschüttern, er hört die Wissenschaft schon raunen.

„Denn diese Mumie ist an Rheumatismus gestorben, hörst du, an Rheumatismus, es muss also hier einmal Wasser gegeben haben“, ruft Saro aufgeregt. „Wasser!“, wiederholt er, als sei es ein Zauberwort, und kann sich nicht beruhigen wegen der Todesart seiner Mumie.

„Aber ich sterbe“, sage ich.

„Ich muss Gewebeproben machen lassen“, lässt sich Saro nicht beirren, „und die Mumie nach Paris überführen. Ich muss auf sie achtgeben, sie darf keinen Schaden nehmen, verstehst du? Es darf ihr nichts passieren und wenn das Ergebnis da ist, muss ich dabei sein. Sonst kommt mir jemand zuvor. Das darf nicht sein, denn ich habe diese Todesart entdeckt in der Wüste. Der Welt werden die Augen übergehen vor Staunen!“

„Strengen Sie sich gefälligst etwas an“, sagt jemand barsch. „Sie lassen sich gehen. Wenn Sie sich keine Mühe geben, kommen wir zu nichts.“

Ich kann nicht, will ich sagen. Sehen Sie denn nicht, dass es mit mir zu Ende geht, da ist alle Mühe vergebens.

„Na also“, sagt der Fremde, „es ist ganz leicht.“